

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Der Rheinfall in alten Bildern [Fortsetzung]
Autor: Thomann, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

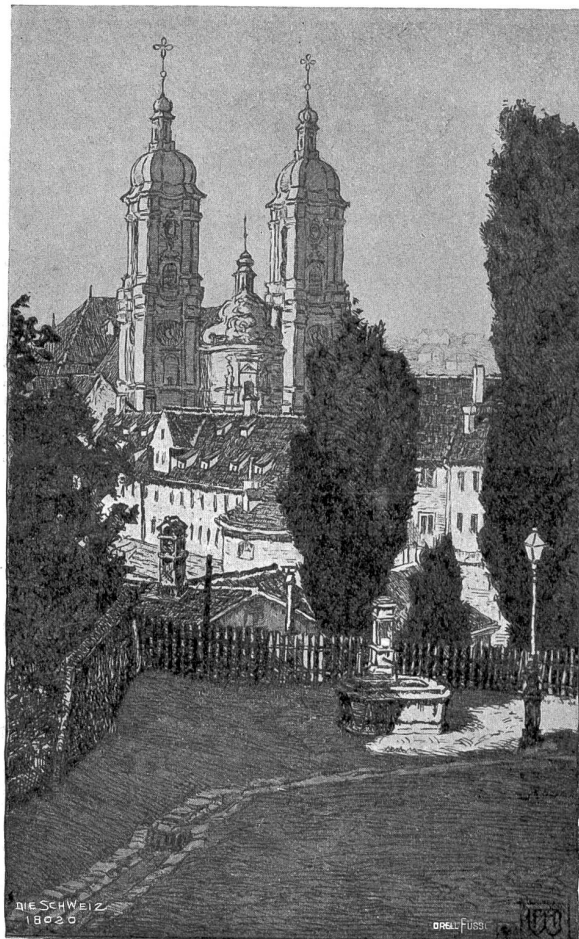
Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geld viel besser, als es in der „magern Alp“ geschehen war. Wieder wimmelte es da von Deutschen, besonders Damen, an denen ich einen sonderbaren Wettbewerb bemerken zu können glaubte, und der bestand darin, daß jede sich äußerste Mühe gab, ihre Müdigkeit so auffallend wie möglich kundzugeben. Da war die Engländerin, die soeben mit einem Backfischchen an der Seite nach dem Jochpaß fragte, von anderm Stoff. Frisch und lustig traten sie den Weg an und wir nach einer halben Stunde hinter ihnen drein. In der Nähe der Paßhöhe trafen wir sie wieder, um sie fürs ganze Leben nie mehr zu sehen. Macht nichts, ich würde sie nicht mehr erkennen. So wenig Aufmerksamkeit habe ich ihnen geschenkt. Wir hatten ja ganz anderes zu tun. Links und rechts und besonders im Rücken gab's die herrlichsten Ausblicke. Etwas Bestrickenderes gibt's nicht leicht als den Ausblick von der Jochpaßhöhe auf Trübbsee, Trübbach mit dem Bödeli, das er durchfließt, und dann hinauf an den wilden Hängen bis zu den Tillis- und Reißend-Rollenfirnen. Und dann gegen Westen der Blick ins liebliche Seetal der Engstlenalp, an dem die Wendenstöcke als trugigliche Hüter wachsen. Auf dem glänzenden Spiegel des Sees trieb ein Kahn, wohl zu Hotelzwecken; denn der See ist reich an delikatsten Trübschen...

Aber wie kann man an solch prosaische Dinge erinnern mitten in einer Landschaft, wo alles Poesie und Größe atmet! Gehoben und getragen von seligen Gefühlen schritten wir so leicht fürbaß, als hätten wir nur erst die Hälfte unserer fünfzig Jahre auf dem Buckel. Dann und wann spendete ein Quell erfrischendes Naß. Schon war die Sonne ziemlich tief am westlichen Horizont, als wir dem Hotel zuschritten. Wir blieben stehen, obwohl wir durchaus nicht die Absicht hatten, einzufehren, wir mußten stehen bleiben, wir waren gebannt... Man denke sich: aus einem ganz kleinen Hüttchen, das vorn nur eine Türe hatte, für ein Fenster wäre kein Raum mehr gewesen, drangen herrliche Geigenklänge zu uns herüber, und die ersten Töne sagten mir sofort: Das ist ja Beethovens unsterbliches Violinkonzert! Soeben hatte der Spieler die — meinerfix! — nicht leichten Oktavengänge überwunden und spielte nun das Hauptthema in den hohen Lagen mit prächtigem Wohlklang. Ach, ich hatte mich seinerzeit auch daran gewagt! Aber dieser süße Wohlklang, verbunden mit kräftigem Klang, war mir immer versagt geblieben. Nun lauschte ich neidlos mit ganzer Seele. Es kam ein wunderbares Wohlgefühl über mich, hier, neben den erstaunlichen Werken des größten Künstlers, inmitten seiner größten Wunder ein so ergreifend schönes Werk menschlicher Kultur zu genießen, das doch nur möglich geworden war durch den nämlichen göttlichen Funken, der den Plan riß für die gewaltigen Werke der Alpenweit... Der Spielende hatte vielleicht bemerkt, daß er unbefugte Lauscher hatte — plötzlich brach er ab; wir aber schritten weiter, der stolzen Spießerstuh zu. Mochte es auch steil sein da hinauf — es ging leichter, als ich gedacht: das Violinkonzert hatte für mich nicht aufgehört, mein Inneres lauschte immer noch seinen beseligenden Klängen, sodaß der Körper von der Anstrengung des Steigens kaum etwas wahrnahm. Wie hat mir da Geibel in seinem Gedicht „Für Musik“ aus der Seele gesprochen:

Nun die Schatten dunkeln,
Stern an Stern erwacht:
Welch' ein Hauch der Sehnsucht
Flutet durch die Nacht!
Durch das Meer der Träume
Steuert ohne Ruh',
Steuert meine Seele



Stiftskirche in St. Gallen.
Nach der Radierung von Heinrich Waldmüller, München.

Deiner Seele zu.
Die sich dir ergeben,
Nimm sie ganz dahin!
Ach, du weißt, daß nimmer
Ich mein eigen bin...

Ja, bald fingen jetzt die Schatten an zu dunkeln, als wir meistens schweigend, jeder seinen Gedanken nachhängend, über die weiträumige Tannenalp dahinschritten. Bei einer Alpbütte erfrischte uns kräftige Alpenmilch; aber mein lieber Toni war nicht ganz zufrieden, als er hörte, es sei noch eine gute Stunde bis Melchsee-Frut, und der Schuster, von dem er seine Schuhe hatte, würde die Sache vor den Richter gebracht haben, wenn er die Liebesfungen hätte hören können, die aus der Ferne ihm galten. Und dann habe der Kerl erst noch gesagt, die Schuhe haben eine edle, geradezu vornehme Form! Ich pfeife auf die Form, falls ich nicht gehen kann darin. Ich riet ihm nun, er möge sich der Socken entledigen und in einem Bächlein seine Füße waschen und dann ohne Socken weitermarschieren. Der Eigensinn! Er sträubte sich lange dagegen; aber als er es endlich machte, da war alles gut, der Schuh drückte ihn nicht mehr.

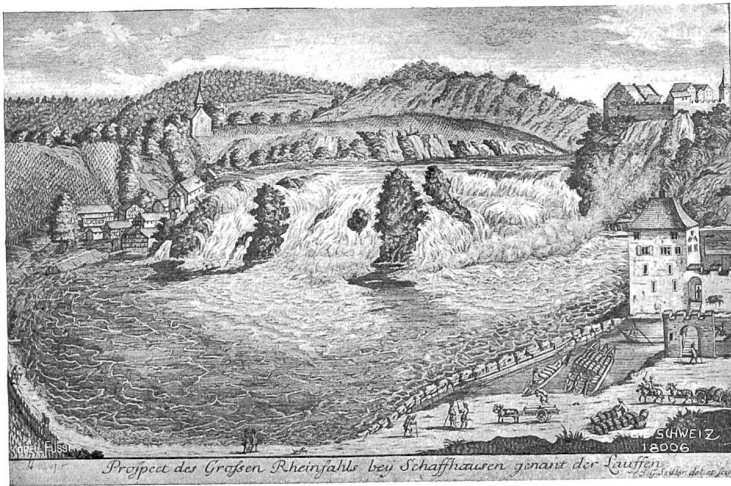
(Schluß folgt).

Der Rheinfall in alten Bildern.

(Fortsetzung statt Schluß).

Das Anziehendste am neuerworbenen Besitz war und blieb der Lachsfang. Darum wurde er auch vom Kloster bis ins einzelne genau geregelt. Einem Fischer war der Fang als

Lehen übergeben. Und der älteste Lehenbrief vom Jahre 1468 bestimmt ausdrücklich, daß der Fischer dem Fischfang fleißig obliege. Die gefangenen Fische, sowohl große wie kleine, sollen



Rheinfall Abb. 7. Hafen beim Zollhaus im Laufen. Von Joh. Georg Seiller (1663–1740) gezeichnet und gestochen.

zur Hälfte dem Kloster, die andere Hälfte dem Lehensmann gehören, der jedoch den Geistlichen Herren seinen Anteil gegen eine festgesetzte Vergütung zur Verfügung zu stellen habe. Bei Verlust des Lehens soll es dem Fischer verboten sein, an Drittpersonen Fische abzugeben, bevor das Kloster seinen Bedarf vollständig bezogen und auf die Abnahme der übrigen Verzicht geleistet hat.

Reichlich spendete der Rhein unmittelbar in der Nähe des Falles die schmackhaften Lachse. Und wenn der Fang mit jedem Jahr von neuem seinen Anfang nahm, so hatte das Kloster dem Lehensfischer auf eigene Kosten einen Gehilfen zu stellen und zu verhalten. Auch die Strohbindel, die zum Fang bei Nachtzeit nötig waren, mußte das Kloster liefern. Vorn an des Schiffes Bug war der lodrende Wisch in eisernem Korbe herausgehängt. Und mit sicherer Hand führte der kundige Fischer die Gehre, die eiserne Gabel mit den sieben Widerhaken zum tödlichen Wurf nach dem Fisch, der im Wasser schier unbeweglich stand. Längst sind an Stelle dieser „altmodigen“ Lachsfänge die modernen Lachsfallen getreten, auch Netz und Angel, und heute noch gewährt es ein amüsantes Schauspiel, den Fischer mit langer Angelrute weit draußen auf dem Steindamm am Wasser stehen zu sehen: immer wieder beugt sich die Rute, und ein schillernder, glitzernder Fischleib wird den Fluten entzogen.

Die Fischer scheinen im Dienst des Klosters nicht auf ihre Rechnung gekommen zu sein, die Fische schmeckten den „Geistlichen Herren“ zu gut. Immer und immer wieder ging das Fischlehen in andere Hände über. Schließlich wurde die Bestimmung der Pachtzins einer

Schätzung unparteiischer Sachkundiger unterstellt. Der Wert des gewöhnlichen Lachses wurde zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dem Lehensfischer mit zehn Schilling vergütet, für einen „Eischer“ erhielt er einen „Behemisch“, für einen „Mittlern“ einen Schilling und für einen „Jser“ oder eine kleine „Nesche“ einen Kreuzer. Der Lehensmann hatte die Lieferung der Fische ins Kloster zu besorgen, und da er dort nebst seinem Knechte mit Mus und Brot und einem guten Trunk gelabet wurde, so veranstalteten diese die Fischlieferung so oft und so umständlich als immer möglich. So ward denn nicht selten ein gewichtiger Lachs von zwei Knechten im Triumph nach dem Kloster getragen. Nicht lange verweilten die Fischer dort, der Klosterwein mundete ihnen so trefflich, daß sie sich leicht etwas vergaßen. Der anno 1528 mit Nikolaus Gelzer abgeschlossene Lehensvertrag enthielt darum die Bestimmung, „daß er mit seinen Knechten bald wieder heimkehre, damit an dem Lachsfang nichts versäumt werde“.

Als mit der Reformation 1529 die Besitzungen des Klosters an den Staat übergingen, hörte die Lachsfischerei nicht auf. An Stelle der geistlichen Herren traten jetzt die Würdenträger in Staat und Kirche, und auch diesen schmeckten die „Lachsmahle“ vortrefflich. Die Mitglieder des Kleinen Rats, die obersten Geistlichen wurden anno 1645 in bestimmter Reihenfolge mehrmals jährlich von Staats wegen mit Lachsen beschenkt, die Bürgermeister sahen den schmucken Fisch täglich auf ihren Tischen. Je höher die Würde, desto schwerer der Lachs. Für ein Mitglied des Kleinen Rates war ein Gewicht von mindestens zwölf Pfunden vorgeschrieben.

Aber nicht nur die Fischerei, auch die rege betriebene Schiffahrt brachte



Rheinfall Abb. 8. A. Laufen. B. Zollhaus im Laufen. C. Alther werden die kaufmannsgüter wider zu Schiff geladen. D. Neuhausen dorff. E. Furlingen. F. Statt Schaffhausen. G. Wisjen dorff. H. Bencken.



Rheinfall Abb. 9. Das ehemalige Fischesz. Gezeichnet von Megibius Federle (1810–1876), gestochen von Salathe.



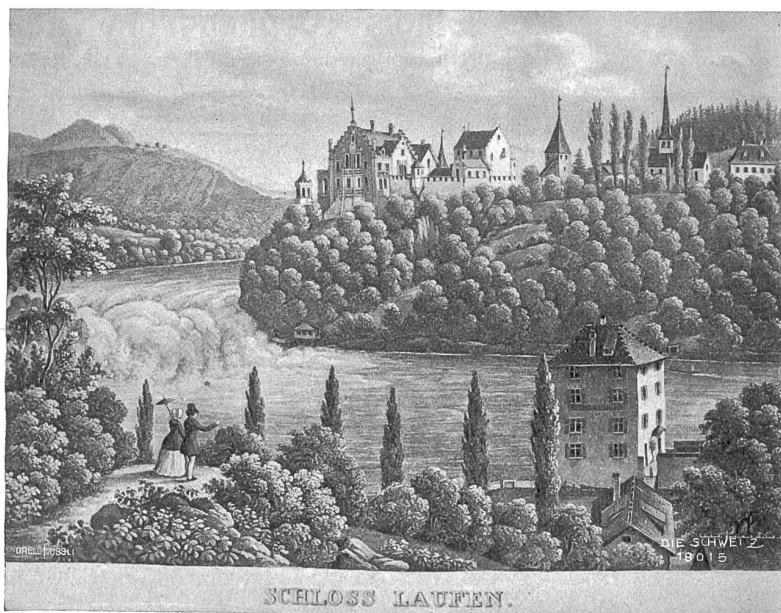
Rheinfall Abb. 10. Das Sandvogelsteinloß Laufen in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aus David Herrliberger (1697—1777), Schloßler, Zürich 1740.

Leben und emsiges Treiben in das jetzt so still gewordene Schloßchen Wörth. Menschen und Güter setzten von hier die durch den Fall unterbrochene Reise stromabwärts fort. Einigen Schiffmeistern war sie unterstellt, die von Bürgermeister und Rat jemeilen erwählt und in feierlichen Eid und Pflicht genommen wurden. Die Ordnung von 1486 schrieb vor, daß die Schiffer die „Karrer, die den Laufen karrend“, möglichst befördern. Wenn die zum Transport übergebenen Waren vierzehn bis fünfzehn Gulden Fracht einbringen, so sollen die Schiffer ohne weiteres die Fahrt nach Basel übernehmen, die anvertrauten Waren vor Räube schützen, die Zölle überall richtig entrichten und bei der Nachhausekunft mit ihren Genossen sofort abrechnen. Auch ihre Einkünfte waren von der Obrigkeit genau festgesetzt. (Abb. 7). Für ein sog. Pfund Eisen nach Basel zu führen betrug das Fährgeld zwei Gulden, nach Zurzach und Koblenz die Hälfte, für ein „Nöhrli“ Salz nach Basel ebenfalls zwei Gulden, für eine „Schiben“ Salz einen halben Gulden, für ein „Som Venediger Gut, ist bj fünf Zentner“ ein Gulden, für „einen Menschen gen Basel zu führen“ vier Basel Mlapart, nach Zurzach ein „Wehemsch“. Kein Schiffer durfte die Fahrt beginnen, bevor Fahrzeug und Befrachtung auf das genaueste untersucht und die Fahrzulässigkeit erklärt worden war. Dennoch ereigneten sich in dem klippen-, strudel- und stromschnellenreichen Fluß mancherlei Unglücksfälle. Für das verlorene Gut hatten die Schiffsleute solidarisch aufzukommen. Am 1. Mai 1560 verunglückte ein mit Salz beladenes und nach Waldshut bestimmtes Schiff an der Brücke zu Rheinau. Zwölf Personen fanden in den Fluten den Tod. 1748 fuhren zu Anfang des Jahres Schiffmeister Hans Caspar Trippel und vier Gehilfen mit einem schwer beladenen Schiff unter den Glückwünschen der Berufsgenossen vom Werb ab, das Schiff war mit hundert Zentnern ungarischem Kupfer, acht Fässer Eeisen und Stahl für Johann Heinrich Zäslins Witwe in Basel und überdies mit neunzig Zentner Habern befrachtet. Glückselig gelangte Trippel nach Säckingen, woselbst er seine vierhundert Zentner Waren in ein anderes Schiff verlad und bestehender Uebung ge-

mäß vier Schiffsleute von da mitnahm. Als sie sich Beuggen näherten, fragte der Steuermeister, Rats herr Egg, den Schiffmeister, ob er daselbst ausladen wolle, worauf Trippel erwiderte, „da man Säckingern Leib, Leben, Ruder und alles, altem Herkommen gemäß, anvertrauen müsse, so wolle er die Verfügung ihm überlassen,“ worauf die Schiffer bei Beuggen vorbei und sodann glücklich durch das „obere Gewild“ fuhren. Da erhob sich ein Windstoß, infolge dessen das Schiff trotz aller Vorsicht und Anstrengung der neun Schiffer auf eine Sandbank getrieben und einen Augenblick darnach durch einen zweiten Stoß entzweigebrochen wurde, worauf die ganze Ladung spurlos versank und die Schiffer in Todesgefahr schwebten; doch konnten sich sämtliche retten. Die Schiffmeister stellten, um den großen Verlust möglichst zu verringern, allerlei Hebungsversuche an, selbst mit einer ledernen Kleidung, in der sich ein Taucher auf den Boden des Rheins niederlassen wollte; allein alle Bemühungen blieben erfolglos. Die Witwe des Zäslin gab eine spezifizierte Rechnung des zu Grunde gegangenen Gutes ein, die sich auf 6522 Gulden und 28 Kreuzer belief und nach mancherlei Verhandlungen vor dem hiesigen Rat endlich auf 5000 Gulden ermäßigt wurde, an die Schiffmeister Trippel 2000 Gulden und die übrigen fünf Schiffmeister zusammen 3000 Gulden beizutragen hatten. Dieser schwere Verlust und die herben Vorwürfe der Mitgenossen veranlaßten den Schiffmeister Trippel, nachdem er seinen Verbindlichkeiten nachgekommen, auf immer seinem Vaterland Valet zu sagen und in der neuen Welt sein Heil zu suchen. Er starb 1756 in Philadelphia. (Harber).

Besonders zur Zeit der weit hin berühmten Zurzacher Messen war auch der Personenverkehr ein lebhafter; da war es aus altem Herkommen Sitte geworden, daß ein Mitglied des kleinen Rats eine oft weitausholende Rede hielt, in der er die Reisenden auf die gefahrvolle Fahrt aufmerksam machte und der Obhut Gottes empfahl... Werden wir's wohl erleben, daß die alten Zeiten der Rheinschiffahrt in unsern Gauen wieder aufleben? (Abb. 8).

Still geworden ist's im Hafen ums Schloßchen Wörth, um so lauter im nabeliegenden Neuhausen. Welch ein Wandel, vom armseligen Fischer- und Karrer-Dörfchen zum großen,



Rheinfall Abb. 11. Schloß Laufen um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

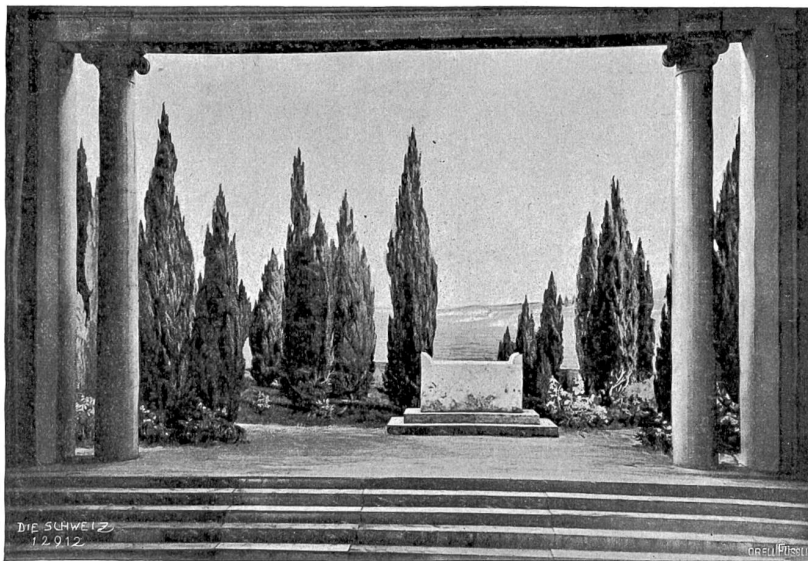
weitberühmten Industrieort! Aus der Geschichte des „alten Neuhausen“ ist mir ein Satz des Chronisten als recht charakteristisch im Gedächtnis haften geblieben; er meint: „Das Kloster Allerheiligen hätte die Güter und Nutzungen der fürnehmen Geschlechter daselbst alle verschluckt und sei damit Herr über das ganze Dorf Neuhausen und seine Gemarkung geworden.“ In den Zeiten der Reformation verlangten die Neuhausener sehnlichst nach einem eigenen Predikanten. Sie gehörten bis dahin als Filiale zum Münster in der Stadt und hätten von dort aus bedient werden sollen. Aber die geistlichen Herren ließen die Seelen darben. Da gelangten die Neuhausener an die Obrigkeit, sie möchte dafür sorgen, daß ihnen doch von Zeit zu Zeit eine Predigt gehalten werde. Der Rat schrieb an die Geistlichkeit, daß sie „einen jungen Predikanten, etwa aus der Lateinischen Schule, welcher sie dazu gut bedunke, verordne, der hinsür alle Wochen am Donnerstag hinaus gen Neuhausen gänge, daselbst predige und das gemein Gebät verrichte“. Die Geistlichkeit schrieb zurück: „sie wäre sammt und sonders herzlich geneigt zu willfahren, beides mit Predigen und dem Gebet, wo anders ein rechter Ernst darzu (von seiten der Gesuchsteller) befunden werde.“ Aber darein schienen die Pfarrer bei den Neuhausenern Zweifel zu setzen. Denn ihr Schreiben schließt mit den wenig schmeichelhaften Worten: daß die Gesuchsteller „solchen Ernst und Andacht nur im Schein fürwenden und nicht soviel die himmlische als ihre fleischliche Speise mit den Capernaitern suchen. Dann einem jeden Spiritueller eine neue Kirche und Kirchenordnung zu machen, ist ein ungereimter Handel“. Kein Geistlicher kam; aber die Neuhausener wollten partout einen Pfarrer haben. Sie ließen zu ihrem Pfarrer am Münster, der hatte einen Sohn, der eben das theologische Examen wohl bestanden hatte. Sie hielten beim Vater an, „er möchte ihnen doch seinen Sohn hinaus schicken, eine Predigt zu halten, weil es alten und gebrechlichen Leuten unmöglich oder doch sehr beschwerlich seye, den Gottesdienst in der Stadt zu besuchen, wofür sie denselben alle Jahr im Herbst mit einem Faß Wein belohnen würden.“ Der Pfarrer ließ sich erweichen, die Bitte wurde gewährt, Neuhausen war zur eigenen Pfarrei erhoben und erhielt als ersten Pfarrer den nachmaligen Rektor am städtischen Gymnasium. Ob dies Verlangen nach geistlicher Speise und Pfarrern wohl heute noch so groß ist! Das kleine Neuhausen ist zum rasch emporblühenden, stattlichen Industrieort geworden, und wo einst die „Karrer“, die Müller, Walzer

und Fischer ihren kärglichen Lohn gefunden, trägt heute die großartig sich entwickelnde Industrie Brot und Verdienst in Hunderte von Familien.

Freundlich schaut auf dem gegenüberliegenden Ufer das zierliche turmbewehrte Schloß Laufen aus dem Grün seiner Umgebung heraus (Abb. 10 und 11). Die trotzige, stolze Ritterburg ist zum modernen Fremdenhotel geworden. Aber immer noch gewährt der schroffe Kalkfelsen, auf dem es steht, den großartigsten Ueber- und Niederblick auf den Fall. „Die im Laufen“ saßen zu Zeiten des grauen Mittelalters auf der Burg. Wenig ist uns von ihnen überliefert. Dann das angeesehene Schaffhausergeschlecht derer von Sulach. Freude und Leid ist über sie gekommen. Sie sahen ihres Bestitztums Grenzen sich mehren; weit hinab und hinauf, zu beiden Seiten des Rheins, galt nur ihr Wille und Wort. Sie sahen den Neid der eifersüchtigen Nachbarn sich regen. Feindliche Heere sammelten sich vor dem Tor, schwere Geschütze richteten ihren Feuereschlund nach dem Schloß. Bei Nacht und Nebel ließen sie an Stricken sich über die Mauern hinunter, durchschwammen den Rhein und entkamen glücklich nach Schaffhausen. Nur einer von der Besatzung öffnete dem ergrimnten Oesterreicher das Tor, doch ward ihm Wort gehalten und ihm freier Abzug gewährt. Die Vertriebenen wurden wieder zu den Vertreibern, Schaffhausen half zum Sieg. Und dann ward unter Zürichs Herrschaft das Schloß zur Obervogtei gewandelt. Schon Anfang Februar 1544 zog als erster Vogt Hans König auf und richtete sich häuslich ein im ehemaligen Herrenhaus. Zürichs Wappen prangte weithin in die Landschaft hinaus. Vom alten Landvogteischloß stehen heute nur noch zwei Türme, ein Teil der Umfassungsmauer und der westliche Schloßflügel. Alles andere ist neu. Aber ob das Alte auch vergangen, uralte und ewig neu bleibt der Blick von dieser Stelle aus, vom Pavillon, vom Känzeli, vom Fischez. Und so ziemt sich's wohl, gerade hier, den sichern Boden der Geschichte zu verlassen und diejenigen zu Worte kommen zu lassen, die hier geschaut, bewundert und, ergriffen von dem grandiosen Naturschauspiel, den Empfindungen ihrer Seele auf verschiedenartigste Weise im Worte Ausdruck gegeben haben. Ein interessantes Stück Kulturgeschichte wird an uns vorüberziehen. Sie haben ihn beschreiben, haben ihn besungen den tosenden Fall, eine jede Zeit auf ihre Weise, ein jeder Mensch aus seines Herzens Gedanken heraus... (Schluß folgt).

Glucks „Orpheus“ in Mézières.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von S. A. Schnegg & Co., Lausanne.



Orpheus-Aufführungen in Mézières. Der Totenhain (I. Akt). Dekoration von Lucien Jusseume. Phot. S. A. Schnegg & Co., Lausanne.

Die Aufführungen des Gluckschen „Orpheus“ in Mézières sind schon aus dem Grunde bemerkenswert, weil unseres Wissens zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, auf einer schweizerischen Festspielbühne eine große, klassische Oper einzubürgern. Wir wissen nicht, was die Leiter der Volksspiele von Mézières bewogen hat, in ihrem Théâtre du Jorat dem Ritter von Gluck mit seiner anderthalbhundert Jahre alten Oper Gastrecht zu verschaffen. Es wäre sogar darüber zu streiten, ob die Aufgaben eines Schweizer Festspielhauses nicht eigentlich ganz wo anders liegen. Wie dem nun auch sei: der künstlerische wie nicht minder der unerwartet große Publikumsersolg des Gluckschen „Orpheus“ in der Einrichtung von Mézières hat das eigenartige Wagnis nach allen Richtungen hin gerechtfertigt.

Die rührsame und präziöse, nebst dem eines gewissen akademischen Beigeschmacks nicht gänzlich entbehrende Choroper von